Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 50. Bromberg, den 10. März 1927.

Lukas Hochstrassers Haus.

Ein Roman von Ernst Zahn.

(11. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Neuntes Kapitel.

Ein schwüler Tag brach an. Der Himmel voll grauer und nachtschwarzer und klatschweißer Wolken und doch etwas wie Sonne über dem Land. Kein Windzug. Eine atemlose, schwere, dunstige Stille. Schwärmende Mücken, deren Mensch und Tier sich kaum zu erwehren vermochten. Zuweilen von weiß Gott woher ein fernes, murrendes Donnern. Der erhoffte Regen aber kam nicht. An diesem Tage schlug es im Hochstraßer-Hause dreimal ein, obwohl kein einziger Blitz aus den drohenden Wolken fuhr. Das erstemal war es ein sanfter Schlag, und Gotthold Fries, der Kapitän, hatte schuld daran. Er kam am frühen Morgen. In seinem Gesicht war eine leise Feierlichkeit. Rosa, auf die er im Hause stieß fragte er nach ihrem Vater, und sie ging, diesen auf seinen Wunsch vom Feld hereinzurufen, wo er beschäftigt war. Indessen kramte Fries, der den Hut abgelegt hatte, einen Brief aus der Tasche, legte ihn vor sich auf den Wohnstubentisch, an dem er saß, und glättete den auseinander gebreiteten sorglich mit der Hand. Seine Hände zitterten dabei, und einmal fuhr er sich mit der Rechten über das weiße Haar, als könnte er damit eine Erregung hinwegwischen. Lukas Hochstraßer kam und ließ sich bei ihm nieder, gab Rosa einen Wink, ihn mit Fries allein zu lassen, und die beiden Männer saßen gemeinsam über dem Brief.

„Sie will ihm ja sagen," sagte Gotthold Fries. Er lächelte dazu und konnte doch nicht verbergen, daß seine Hände noch mehr zu zittern begannen. „Ihr müßt es mir nicht übelnehmen," entschuldigte er sich, „es ist mir noch zu ungewohnt, daß mir das Kind wegkommen soll."

Lukas gab ihm die Hand. „Ihr wollt sie ihm geben?" sagte er schlicht. „Daß es mich freut, brauche ich Euch nicht zu sagen."

Nach einer Weile riefen sie Rosa herein und ließen sie wissen, daß Martin um Brigittens Hand gefragt und sie erhalten werde. Sie sagte Gotthold Fries ein kurzes Wort der Freude, weil der Augenblick es wollte, aber sie entfernte sich alsbald wieder. Aber David, den sie nachher vor dem Hause trafen, machte gut, was sie versäumt hatte. Es kam ihm, dessen Gesicht seit Tagen hagerer geworden und einen schmerzhaften Zug hatte, ohne Mühe das gute Wort auf die Lippen: „Auf die Schwester kann man sich freuen, meine ich." Und er schüttelte Fries die Hand. Von ihm aus, während Lukas und der Kapitän im Gespräch vom Hause hinwegschritten, ging die Nachricht von Martins naher Verlobung um. Christian hörte sie und sagte sein trockenes: „Bah, recht hat er" Barbara, die den Kopf voll anderer Gedanken hatte, nickte dazu. Longinus, der Knecht, pfropfte die Hände in die Taschen, als die Nachricht zu ihm kam, schmunzelte und sah die Welt aus frohen Augen an. „Es gibt viel Schönes im Leben, wenn man so zusieht," sagte er.

Longinus hatte das aber noch nicht lange gesagt, als es im Hochstraßer-Hause zum zweitenmal einschlug, und diesmal nicht so sanft. Barbara, die junge Frau, war die erste, den Schlag zu empfangen, und sie, die gesegneten Leibes war, wurde fahl im Gesicht und mußte sich am Tisch, vor dem sie eben stand, halten, daß sie nicht umsank. Vor ihr stand die Magd, die ihr Vater bei ihrer Verheiratung angenommen hatte, außer Atem, mit erhitztem Gesicht und wirrem Haar, und hatte eben herausgeschrien, ihr — der Meister sei oben in den Reben, wo er gearbeitet habe, wie vom Hitzschlag getroffen hingefallen und rühre sich nicht mehr, sei augenscheinlich tot — stockmausetot. Die Barbara faßte sich dann und machte sich mit Christian, der inzwischen herbeigekommen war, auf den Weg nach des Vaters Weinberg. Sie konnten nicht eilen, denn die Frau ging nicht leicht. Christian aber stützte sie sorglich, und es verriet sich bei dem kurzen und schweren Gang, wie sehr die beiden eins geworden waren. Sie kümmerten sich um die Magd nicht, die neben ihnen ging, und nicht um Lukas, der hinter ihnen heranstieg. Sie nahmen das, was geschehen war, als nur ihnen geschehen, und teilten es gleichsam mit niemand und nur unter sich. Alle aber, die zu Uli Koller hinaufstiegen, konnten an dem nichts ändern, daß er tot war, wie die Magd gesagt hatte, vom Schlag getroffen. So fielen an diesem Morgen endgültig die Grenzen zwischen dem Kollergut und dem Hochstraßerland.

Der dritte Blitz schlug ins Hochstraßer-Haus am Spätnachmittag, als Lukas und die Seinen von Ulis Totenbett hinweg längst wieder an ihr Tagewerk zurückgekehrt waren. Noch immer hing der Himmel voll der schweren, nachthaften Wolken, und noch immer brütete die Schwüle über dem Dorf, die nicht in Sturm auszubrechen vermochte. Der Blitz aber, der diesmal kam, traf den rechten, Lukas Hochstraßer selbst. Ein Herr von St. Felix war gekommen, ein vornehmer Mann aus einem alten Geschlechte der Stadt und Mitglied der obersten Stadtbehörde, aus Vornehmheit vielleicht sonderbar und eigensinnig. Seit Jahren bezog er für seinen großen und auf großem Fuße gehaltenen Haushalt den Wein von Lukas Hochstraßer, und seit Jahren kam er immer selbst, den Tropfen, den er sich zulegen wollte, an Ort und Stelle zu versuchen und einzukaufen. Der Knecht, den er bei seiner Ankunft fand und den er nach seinem Herrn fragte, wies ihn an Christian, der eben vom Kollergut herunterkam. Herr Hans Jakob Meiß lüftete kaum merklich den Hut vor dem jungen Bauern und fragte nach seinem Vater. Christian gab Bescheid, daß sein Vater wohl im Hause sein möge, säumte aber nicht, dem alten Kunden mitzuteilen, daß er nun selbst das Gut übernommen und ihm oben in seiner Stube die zur Auswahl stehenden Weine aufzutragen bereit sei. Herr Meiß zog die feine Stirnhaut in eine scharfe Falte und schüttelte ungeduldig den Kopf. Er wollte bei Lukas Hochstraßer Wein kaufen oder gar keinen, sagte er. Christian fühlte sich in der Gesellschaft des vornehmen Herrn nicht behaglich und war nicht ehrgeizig. So führte er den Gast ohne ein weiteres Wort nach der Wohnung des Vaters. In der schlichten kleinen Wohnstube, die Rosa sauber hielt und der sie mit gehäkelten Decken da und dort, mit Bildern an der Wand und diesen und jenen Möbelstücken ein Aussehen bäuerlicher Wohlhabenheit gegeben hatte, war niemand, aber Christian holte Lukas vom Estrich, wo er rumort hatte, herunter. Derselbe trat nicht sofort ein, sondern ging von außen in die anstoßende Schlafstube, wo er sich umzog, und kam durch die Nebenstubentür herein, dem Gast zu Ehren sauber angetan. Christian trug indessen schon Gläser und Wein auf, entfernte sich aber selbst wieder und ließ die zwei Männer allein. Da war es nun auffallend, wie anders die Art des Städters gegen den Vater als gegen den Sohn

war. An der vornehmen und strengen Miene des Herrn Hans Jakob Meiß änderte sich wenig, aber in seiner Rede waren die Ungeduld und Überlegenheit nicht mehr, die vorher darin gelegen hatten. Allmählich und während die Männer sich nach kurzer Begrüßung zum Tisch setzten, Lukas die Weine einschenkte und die Probe begann, verschob sich ihr Verhältnis, so daß eine Art Übergewicht über den Gast dem Bauer zukam, indem Herr Meiß wohl mit Kennermiene an dem und jenem Glase nippte, sich aber doch immer wieder Auskunft und Rat bei Lukas Hochstraßer holte und am Ende den Wein wählte, den jener ihm empfahl. Noch während ihrer Verhandlungen trug Rosa der Sitte gemäß zu essen auf, und der Städter verschmähte, als das Geschäft abgetan war, nicht, was ihm vorgesetzt wurde. Rosa hatte sich wieder entfernt. Die beiden Männer waren allein, und während Herr Meiß langsam mit einer schönen Ruhe und einer kühlen Gemessenheit der Bewegungen Bissen um Bissen zum Munde führte, saß Lukas in seinen Stuhl zurückgelehnt ihm gegenüber, und sie sprachen von Handel und Wandel in Stadt und Land. Dabei war an Lukas Hochstraßer wohl nicht die feine Gemessenheit, wohl aber ein unbewußter und freier Adel des Wesens, der ihn immer wieder fast über den Gast erhob. Eine Weile hatten sie sich so unterhalten, als Herr Hans Jakob Meiß sein Besteck zusammenlegte und den Teller zurückschob, einen tiefen Atemzug tat und mit seinem kalten und strengen Blick geradeaus Lukas ins Gesicht sah. Nachdem er so, ohne es vielleicht zu beabsichtigen, den andern darauf vorbereitet hatte, daß er etwas Besonderes zu sagen im Begriffe stehe, hob er die schlanke Hand und strich sich über das spärliche graublonde Haar, ließ auch den gleichfarbenen Bart einmal durch die Finger gleiten. Dann sagte er: „Nun hätte ich noch etwas auf dem Herzen, Hochstraßer." Seine scharfgeschnittenen Züge schienen sich bei diesen Worten zu härten.

Lukas veränderte seine Stellung nicht, weder Ungeduld und Neugier noch Unruhe war an ihm, obwohl er leicht erkennen konnte, daß der andre ihm Unliebsames zu eröffnen hatte.

Herr Meiß begann von den politischen Zuständen in St. Felix zu sprechen, dem Umsichgreifen der Macht und des revolutionären Geistes der Arbeiterpartei, ihrer Begehrlichkeit und ihrem Hang zu Übergriffen, denen gegenüber der Bürger nicht mehr nachsichtig wie bisher zu schweigen vermöge. Allmählich kam an den Herrn während dieser Erzählung eine merkliche Erregung, sein Ton wurde schärfer und spitzer, zuweilen glitt über die schmalen Lippen ein Wort beißenden Spottes wider den Stand, über den er Klage führte. Als er aber warm geworden, so daß seine dünnen Wangen sich von einem vornehm niedergehaltenen Zorne färbten, kam er plötzlich auf Julian, den Waisenamtssekretär, zu sprechen. Mit schneidenden Worten geißelte er dessen Freundschaft mit den lautesten und ungefügigsten unter den Arbeitern, tadelte und bespöttelte seinen falschen Ehrgeiz, sein Großsprechertum, um schließlich mit messerscharfen Sätzen das Ergebnis vor Lukas hinzustellen, daß es nur eines kleinen Anstoßes bedürfe, damit die Geduld der Regierung erschöpft sei und Julian seines Nähramtes verlustig gehe.

Lukas hatte schweigend zugehört. Es war nichts Leichtes, was der Gast ihm berichtete! Der Sohn hatte eine Familie zu erhalten! Lukas' Gesicht war ernst, vielleicht stand irgendwo ein Zug leiser Bekümmernis, aber er blieb gelassen. Einen Augenblick besann er sich: „Ja, ja," sagte er, in Gedanken nickend. Dann legte er beide Arme auf den Tisch, als breite er etwas vor den Stadtherrn hin. „Er hat Frau und Kind, mein Sohn," sagte er. „Und er ist arbeitsam und recht. Sie haben ihn nur einzunehmen gewußt in St. Felix. Aber ich will morgen hinunter zu ihm und ihm ins Gewissen reden. Ich würde Ihnen Dank wissen, wenn Sie noch Geduld haben wollten."

Es war keine Bitte, nur ein ehrliches Darlegen der Tatsachen. Eine leise Veränderung aber, die der Städter nicht merken konnte, ging dabei mit Lukas vor, gleichsam ein Wachsen und Sichrecken, ein noch kaum merkliches Zurückkehren aus einer ausruhenden Gelassenheit zu der Tatkraft und Strenge, die ihm ehemals eigen gewesen.

Das Gesicht des Stadtherrn war freundlich geworden; es war, als sei ihm erst jetzt der Hauptzweck seines Besuches erreicht. Er fand ein paar rühmende Worte für Julian, um zu beweisen, daß seine Behörde sich gedulden wolle. Bald darauf erhob er sich und ging. Lukas geleitete ihn hinab, und wiederum trat, während sie Seite an Seite treppab und in die Straße hinaus schritten, der große Gegensatz deutlicher hervor, der zwischen dem Städter und dem Bauern war, und wiederum überwand die Macht der Erscheinung des letzteren die des andern, so daß wer ihnen begegnet wäre, den feinen Herrn wohl ob des andern schlichteren übersehen haben würde.

Am nächsten Tag, wie er gesagt hatte, tat Lukas den Besuch bei Julian ab. Er traf am Nachmittag in St. Felix ein. Julian saß, die Pfeife im Mund und in Hemdärmeln auf dem Ruhebett und las die Zeitung. Seine Frau hatte sich in einen Lehnstuhl gesetzt, trug trotz des Werktags ein auffallendes, überladenes Kleid, das ihrer üppigen Gestalt etwas Marktschreierisches gab, und hielt ihren Mittagsschlaf. Der Knabe war nicht zu sehen. Er mochte sich mit den Kindern, deren Stimmen heraufschollen, in der Gasse tummeln. Die Magd trug eben die letzten Teller vom Tisch. Lukas trat ohne zu klopfen, wie es zu Hause Sitte gewesen, ein.

„Guten Tag", grüßte er.

Julian hob, noch ganz in Lesen versunken, den Blick über die Zeitung. Gemächlich erwachte Frau Luise auf ihrem Stuhl. Aber sie ermunterten sich beide rasch und völlig, als sie Lukas erkannten.

„Aber hört", sagte Frau Luise, wußte nicht, ob sie lachen oder schmollen sollte, fand aber das letztere angemessener und fügte daher schnippisch hinzu: „Ihr erschreckt einen ja ganz."

Julian stand auf und trat auf den Vater zu. In vielem diesem ähnlich, hatte er jetzt auch die Ruhe an sich, die Lukas eigen war. Er reichte diesem die Hand und bot ihm einen Stuhl. Lukas aber legte auf diesen Stuhl seinen Hut, er selber blieb stehen. „Es ist besser, gleich zu sagen, was zu sagen ist", hob er an.

Die beiden andern horchten auf. In Julians Wangen stieg ein leises Rot, von einer Art Angst ihm hineingejagt, wie sie der Knabe früher vor dem Zorn des Vaters empfunden hatte. Es war seltsam, wie sie ihm in diesem Augenblick zurückkam.

(Fortsetzung folgt.)

Aphorismen.

Von **Rudolf Paulsen.**

Nicht viel verlangen, damit das Wenige, was man bekommt, hoch im Kurse steht: das ist die beste Spekulation an der Börse des Lebens. Keine noch so hohe Philosophie kann einen besseren Tip geben. Liegst du heute oder lagst du gestern krumm, so hast du etwas davon, wenn du morgen oder übermorgen grade liegst. Welchen Genuß sollten die haben, die immer grade liegen?

*

Schade, daß die Maximen, guten Ratschläge und allgemeingültigen Wegweiser so wenig nützen! Der Wein der Lebensweisheit berauscht nur den Weinbergs- und Kellereibesitzer. Sonst müßte ja doch alle Welt von Weisheitschampagner trunken sein, was nachweislich nicht der Fall ist.

Wie ich „Knock out" geschlagen wurde.

Humoreske von **Hermann Wagner.**

Kennen Sie Johnie Cogan? Wie, Sie kennen den berühmten Weltmeisterboxer nicht? Dann sehen Sie, bitte, mich an! Ich gleiche ihm aufs Haar. Vielleicht bin ich um einige Zentimeter größer. Auch ein wenig breiter kann ich sein als er. Und auch meine Faust, wissen Sie, ist nicht von Pappe. Fragen Sie doch meine Frau! Wenn ich, einmal in Wut geraten, sie auf den Tisch niedersausen lasse (meine Faust nämlich, nicht meine Frau), dann wird sie wild. Nicht meine Faust, aber doch meine Frau. Sie sagt dann, wir hätten unsere Möbel nicht dazu, um sie kaputt zu schlagen. Und nicht selten muß ich dann eine Ohrfeige in Kauf nehmen. Meine Frau hat eben so heißes Blut. Überhaupt, sie ist, genau so wie ich, zum Faustkampf wie geboren.

Aber nicht davon wollte ich erzählen, sondern von etwas ganz anderem. Von dem schönsten Tage meines Lebens. Ein jeder Mensch hat wohl einen solchen Tag. Auch ich hatte den meinen. Vielleicht hätte ich ihn nie gehabt, wenn ich nicht auf den klugen Gedanken verfallen wäre, ihn mir zu schaffen. Das heißt, den Gedanken hatte eigentlich Jack. Kennen Sie Jack Nelson? Nein! Sie können ihn nicht kennen, weil er in unserer kleinen Stadt nur eine sehr untergeordnete Rolle spielt. Er streicht Häuser an und leistet im Nebenberuf ganz Hervorragendes im Spielen auf der Mundharmonika. Aber er ist mein bester Freund. Und klug ist er, fast schon gerissen! Er hat es, müssen Sie wissen, ganz gewaltig hinter den Ohren.

„Jonathan", so sagte er eines Tages zu mir, „wenn du nach London führest, in einem ersten Hotel abstiegest und dich als Johnie Cogan ins Fremdenbuch eintrügest, — weiß Gott, ein jeder würde dich auch für Johnie Cogan halten! Du hättest einen berühmten Tag! Und wer weiß, was du erleben würdest!"

Sehen Sie, so fing es an. Ich will gar nicht leugnen, daß ich auf meine geradezu frappante Ähnlichkeit mit Johnie

Cogan sehr stolz bin. „Warum", so sagte ich zu mir, „sollst du nicht auch einmal deinen berühmten Tag haben und etwas erleben, von dem du für den Rest deines Lebens zehren kannst?" Also, wie gesagt, ich fuhr nach London. Sehr elegant, verstehen Sie, und durchaus in einer Aufmachung, die imponieren mußte. Das tat sie auch. Im Savoy-Hotel, da stieg ich ab. Als ich mit energischen Zügen den Namen Johnie Cogan ins Fremdenbuch eingetragen hatte, merkte ich sofort an der scheuen Verehrung, der ich begegnete, daß alle wußten, woran sie mit mir waren. Ich reckte mich, ein noch nie gekanntes Wohlgefühl durchströmte mich, das muß ich sagen. Ich bezog zwei überaus vornehme Zimmer. Der Direktor des Hotels in eigener Person suchte mich sofort auf und bat mich, ich möge ihm erlauben, daß er der Presse Mitteilung von meiner Ankunft mache. „Gewiß", sagte ich, „warum denn nicht?"

Schon zwei Stunden später fanden sich die Berichterstatter von drei großen Zeitungen bei mir ein, die mich sehr höflich um ein Interview ersuchten. Nichts kam mir gelegener als eben dies, denn es war schon lange meine Absicht gewesen, die Ansichten, die ich über verschiedene Dinge hegte, vor einer breiten Öffentlichkeit auszusprechen.

Zu dem ersten sagte ich: „Ich weiß, Sie wollen Näheres über meinen letzten Sieg über den Neger Taylor wissen. Bitte, sehen Sie sich diese Faust an! Ist es ein Wunder, daß ich den Mann schon in der dritten Runde knock out schlagen konnte? . . . Im übrigen würde ich Wert darauf legen, wenn Sie Ihren Lesern mitteilen wollten, daß ich die Frauen leidenschaftlich liebe. Es ist eine Unwahrheit, wenn man behauptet, ich haßte die Frauen. Und wenn ich noch nicht verheiratet bin, dann liegt das lediglich an meiner Schüchternheit dem schwächeren Geschlecht gegenüber."

Zu dem zweiten sagte ich: „Sie fragen mich, wer mein nächster Gegner sein wird. Ich kann Ihnen nur so viel sagen: ein ganz neuer, aber geradezu riesenhafter Mann! Ich werde ihn in der fünften Runde für die Zeit zu Boden bringen . . . Im übrigen möchte ich nicht verfehlen, der Öffentlichkeit gegenüber zu konstatieren, daß ich die Kraft meiner Muskeln den sehr weichen Eiern verdanke, die ich täglich zum Frühstück esse. Unter den Frauen reizen mich besonders die dunklen. Eine schwarze, so schätze ich, könnte mir direkt gefährlich werden."

Zu dem dritten sagte ich: „Sie wollen wissen, vor wem ich mich fürchte? Vor niemandem, mein Herrr. Es müßte denn sein, daß ein junges, nicht unvermögendes Weib käme, um mich für die Liebe einzufangen. Ich glaube, davor hätte ich fast Angst."

Die Interviews erschienen noch in den Abendblättern und riefen ein gewaltiges Aufsehen hervor. Noch spät am Abend suchten mich drei Impresarios auf, die mich für mehrere Kämpfe zu engagieren wünschten. Der eine bot mir ein-, der andere zwei-, der dritte sogar fünftausend Pfund als Vorschuß an. Ich akzeptierte die fünftausend und unterschrieb einen Vertrag. Dann ging ich soupieren und trank sehr viel Wein. Ich hatte einen sehr schweren Kopf, als ich am nächsten Morgen durch das Klopfen des Zimmerkellners aus dem Schlaf geweckt wurde. Es seien etwa ein Dutzend Damen da, meldete mir der Zimmerkellner, die um die Ehre bitten, mir ihre Aufwartung machen zu dürfen.

Ich fragte: „Sind sie hübsch?"

Er antwortete: „Es geht."

„Gut," sagte ich, „dann suchen Sie unter ihnen die Schönste aus und schicken Sie sie mir herauf!"

Es erwies sich, daß mein Zimmerkellner Geschmack hatte, denn jene junge und nicht unvermögende Witwe, die er mir zuführte, und die sich mir unter dem Namen Jane vorstellte, war ein über alle Maßen gutgelungenes Exemplar ihrer Gattung, das zu verehren mir keinen einzigen Augenblick schwer fiel.

„Johnie," rief sie aus, indem sie sich an meine breite Brust stürzte, „ich liebe dich schon lange!"

„Jane," erwiderte ich, „ich würde das gleichfalls getan haben, wenn ich dich nur gekannt hätte!"

„Wirst du mich heiraten, Johnie?"

„Warum," so sagte ich, „sollte ich das nicht tun?"

„Johnie," rief Jane aus, „es soll keinem einzigen Weib gelingen, dich mir wieder zu entreißen!"

Sie war sehr leidenschaftlich. Da ich Geld hatte und sie nicht minder ohne die erforderlichen Pfunde war, die das Leben erst wahrhaft lebenswert machen, so hatten wir wahrhaftig keinen Grund, uns irgend etwas zu versagen. Wir kauften ein kleines Landgut bei London, richteten es prächtig ein und waren im übrigen damit beschäftigt, uns die Papiere zu besorgen, die nötig sind, damit sich die Schließung einer Ehe rechtsgültig vollziehe. Freilich, die meinen wollten nicht so schnell kommen, was ja begreiflich war, da ich bis nach Amerika, meiner Heimat (wie ich sagte), um sie schreiben mußte. In Wirklichkeit (man versteht) schrieb ich nicht um meine Papiere, sondern richtete wahre Triumphbriefe an meinen Freund Jack, dem mein Glück in den glühendsten Farben auszumalen ich nicht müde wurde. Er möge, so fügte ich in einem Postskriptum immer hinzu, meiner Frau bestellen, ich befände mich auf einer Geschäftsreise, um Tonröhren zu verkaufen. So durchtrieben war ich. Ja.

Noch durchtriebener aber war Jack, der sich die Bosheit leistete, meine Frau darüber aufzuklären, daß ich weit davon entfernt sei, mich mit Tonröhren abzugeben.

„Meine Liebe," so sagte er zu Bessie, „wenn Sie wissen wollen, welch einen Halunken von Mann Sie haben, dann machen Sie sich die kleine Mühe, nach London zu fahren. Ich sage Ihnen nur so viel, Sie werden Augen machen — so groß! Ihr Mann nämlich (ich hätte das nie von ihm gedacht!) ist eben dabei, sich ein zweites Mal zu verheiraten!"

„Wie?" sagte Bessie.

„Es ist so", sagte Jack.

„Gut", sagte Bessie.

Sonst sagte sie kein Wort. Dafür spuckte sie sich in die Hände, was allemal ein Zeichen ist, daß sie Gewalttätiges vorhat. Ohne Verzug setzte sie sich in die Bahn und fuhr nach London. Ich hatte eben mit Jane gut diniert, als sie uns überraschte. Jane saß auf meinem Schoß und war damit beschäftigt, meinen Namenszug in ein Dutzend neuer Taschentücher zu sticken. Bessie überflog die Situation mit einem Blick. Jane wurde rot. Ich wurde blaß.

„Was wollen Sie?" fragte Jane.

„Ja", sagte auch ich, „was willst du, Bessie?"

„Dich", sagte Bessie.

„Wer sind Sie?" fragte Jane.

„Fragen Sie doch ihn!" sagte Bessie kalt.

„Johnie, wer ist das?" fragte Jane.

„Das wirst du sogleich sehen", sagte ich kleinlaut.

In diesem Augenblick geschah es. Meine Frau trat in Fechterstellung auf mich zu. Ich versuchte mit dem Ellenbogen eine Parade, die mißlang. Die Faust meiner Frau flitzte durch die Luft. Dann konnte sie landen. Sie landete unter meinem Kinn, um mich bis fünfzehn auf den Boden zu bringen. Als ich mich wieder erhob, mußte ich mich als geschlagen bekennen.

Jane fragte: „Bist du verheiratet, Johnie?"

„Du sagst es, Liebling", bekannte ich geknickt.

„Du Schuft!" schrie Jane.

Und Bessie schrie: „Du Schurke! Auf der Stelle kommst du mit! Ich will dich lehren!"

„Johnie!" rief Jane klagend aus.

„Er heißt nicht Johnie", sagte meine Frau, „sondern Jonathan, meine Liebe. Und er gehört mir! Das schreiben Sie sich hinter die Ohren!"

Damit nahm sie mich bei der Hand und führte mich fort. Als wir wieder im Zuge saßen, um nach unserer kleinen Stadt zurückzukehren, hatte ich alle Mühe, sie wieder zu beruhigen. Das alles, sagte ich zu ihr, sei doch nur ein harmloser Spaß gewesen, zu dem mich kein anderer als Jack verleitet habe.

„Schön", sagte Bessie, „aber in Zukunft wirst du nie mehr Gelegenheit haben, Tonröhren allein zu verkaufen. Ich werde dich stets begleiten. Daß du's nur weißt."

. . . So endete mein Debüt als Johnie Cogan. Trotzdem, ich denke noch immer mit Stolz daran. Auch Jack habe ich verziehen, denn, so gerissen er auch ist, man kann ihm auf die Dauer nicht böse sein. Meine Frau hat mich seit jener Zeit fest im Zaume. Und sie begleitet mich stets, wenn ich eine Geschäftsreise unternehme, um Tonröhren zu verkaufen.

Der Tod in Tsitsikar.

Ein Erlebnis in der Mandschurei.

Von J. Vagabunt.

Östlich von dem an der transsibirischen Eisenbahn gelegenen Tschitá dehnt sich bis an die chinesische Grenze eine ungeheure Steppe, von hohen Bergrücken durchzogen, die den Rand der Wüste Gobi bildet. Ich kam mit meinem Freunde Fritz von H. aus dem nördlichen Sibirien, wo wir ein halbes Jahr lang als Pelzjäger und Goldsucher ein bitterböses Leben geführt hatten, und wollte von Tschitá mit der Bahn nach Charbin, um von dort aus nach Süden der Bahn zu folgen und über Chang-tu-fu und Kin-tschan Peking zu erreichen. In der Bahn trafen wir jedoch einen chinesischen Jäger und Fallensteller, der mit Tausenden brauner, kleiner Felle nach Tsitsikar, der letzten größeren Stadt vor Charbin, fuhr, um dort das Pelzwerk zu verkaufen.

Die Felle interessierten uns. Sie waren nicht viel größer als die unserer heimischen Eichhörnchen, und als wir erfuhren, daß das uns gänzlich unbekannte Pelztierchen in der Dauria (spr. Da-u-rja), eben jenem riesigen Steppengebiet, in Millionen von Exemplaren in Erdlöchern hause, daß ferner dafür in Tsitsikar und vor allem in Charbin

recht gute Preise bezahlt würden, waren wir uns bald einig, um so mehr, als es mit unserer Reisekasse mehr als kläglich aussah. So verließen wir in Chailar die Bahn, kauften das Notwendigste und machten uns auf den Weg.

Die Dauria ist nun keineswegs eine öde Sandwüste, wenn auch Bäume und Sträucher gänzlich fehlen, sondern größtenteils Grassteppe, auf der man von Zeit zu Zeit auf die riesigen Herden der Burjäten stößt. Dabei ist der Grasteppich übersät mit Milliarden von Blumen, von einer geradezu bezaubernden Blütenpracht, und es ist auffallend, wie viele Gewächse unserer Alpenflora gleichen. Heute noch habe ich beispielsweise Edelweiß, das ich auf dem Bahndamm der mandschurischen Bahn pflückte. Es wächst dort regelrecht als Unkraut.

Drei Tage marschierten wir in nordwestlicher Richtung, nachts von den zwar übel aussehenden, aber recht gastfreundlichen Burjäten aufgenommen und mit Milch und einer Art Käse bewirtet, wofür wir jeweils eine tagsüber geschossene Trappe oder ein paar Rebhühner an den Bratspieß lieferten. Bald aber änderte sich das Bild, das Gras wurde immer spärlicher, und die Salzsteppe begann, deren Seen im Sonnenlicht wie ungezählte Diamanten glitzern. Abends, wenn die Sonne sank, begann der Himmel in geradezu unwahrscheinlichen Farben zu leuchten. Ist aber das Tagesgestirn einmal untergegangen, so erhebt sich dort, wo es sank, ein riesiger tiefvioletter Bogen, von dem ich sonst noch nie etwas las oder hörte und dessen Entstehung mir noch heute unerklärlich ist.

Allmählich kamen die Hügel und Berge, die wir seit Tagen in der Ferne gesehen hatten, näher. Der Burjäte, der uns in diese Gegend gewiesen, hatte recht: wir fanden ein wahres Pelzeldorado. Zu allem Überfluß entdeckten wir noch eine Süßwasserquelle, die hier sehr, sehr dünn gesät sind, und nun waren wir gewiß, daß wir in ein paar Monaten als unheimlich reiche Leute nach Hause fahren könnten, selbstverständlich erster Klasse und mit allem Komfort.

Es wurde aber ein wenig anders.

Zwar war unsere Beute über alles Erwarten gut. Bau an Bau über die ganze Riesenlandschaft hausten die kleinen Nager, und vor jedem Erdloch tummelten sich die Tierchen nicht einmal sonderlich scheu, und ihr seidiges Fell glänzte in der Sonne. Wenn wir auszurechnen versuchten, wieviel Pelzwerk hier zu holen war, schwindelte uns. Und in Europa wußte kein Mensch von diesem unerhörten Reichtum!

Wir gerieten in einen Taumel, in ein regelrechtes Pelzfieber, so wie es ein Goldfieber gibt, das wir glücklich und mit leeren Händen hinter uns hatten. Uns reute die Zeit, die wir auf die Beschaffung der Nahrung verwenden mußten und die Gott Lob nicht allzu groß war, da die Nähe des Süßwassers allerhand jagdbares Getier, vor allem eine Gazellenart uns vor die Büchse brachte.

Nach Wochen erblickten wir in der Ferne eine Karawane, wie sie nicht selten auf dem Wege zur Bahn die Dauria durchziehen. Ein seltsamer Anblick: die endlose Reihe der zweihöckerigen Kamele, von denen jedes einen winzigen Schlitten oder einen ebenso winzigen, primitiven Karren hinter sich herschleift, ein Tier hinter dem andern.

Wir hatten etwa dreitausend Felle, die wir mit der Karawane verfrachten wollten. Mit dem Führer wurden wir bald einig. Ursprünglich hatten wir zwar vor, unsere Beute in Charbin zu verkaufen, aber da die Karawane nach Tsitsikar ging, schlossen wir uns an, willens, sobald als möglich nach dem Verkauf der Felle nach Tsitsikar zurückzukehren und dieses einträgliche, aufregende Spiel noch einige Male zu wiederholen.

Aber, aber! Als wir nach wochenlanger Reise vor Tsitsikar ankamen, fanden wir die Stadt von chinesischem Militär umstellt. Wir dachten an eine Revolution. Nur zu schnell wurden wir eines anderen belehrt. Die Tschumà sei ausgebrochen! Wir sahen uns fragend an. Tschumà? Nie hatten wir etwas davon gehört. Ob wir nicht unsere Felle abliefern dürften in der Stadt.

Felle? Die Soldaten erschraken sehr und liefen davon. Nach einer Weile kam ein Offizier mit vorgehaltenem Revolver, der uns, als wir auf ihn zu gingen, anschrie, wir sollten stehen bleiben oder er schieße. Uns wurde immer sonderbarer zu Mute.

Wo wir die Felle her hätten? Ob sie von lebenden oder toten Tieren stammten? Wir gaben Auskunft. Der Offizier sann einen Augenblick nach, dann befahl er, die Felle sofort zu verbrennen. Wir aber sollten machen, daß wir so schnell als möglich verschwänden.

Wir protestierten, schworen, daß wir uns beim Konsulat und weiß Gott wo noch überall beschweren würden; es half nichts. In weniger als einer halben Stunde sahen wir die Frucht unserer wochenlangen Arbeit sich zu Qualm und Asche verwandeln.

Uns standen die Tränen in den Augen vor Wut. Doch was konnten wir zwei gegen ganze Kompagnien ausrichten! Bald kam die Erklärung:

Eben die Pelztiere, die die Basis unserer Hoffnungen und hochfliegenden Träume bildeten, waren auch der Grund zu dem, wie uns schien, unerhörten Vorgehen der Chinesen: die Tiere vermehren sich unheimlich. Wenn aber eine Übervölkerung eingetreten ist, sorgt die Natur für den Ausgleich. Die Tschumà bricht unter ihnen aus, eine Art Lungenpest, die in wenigen Tagen die ganze Steppe entvölkert, die aber, und das ist das Furchtbare, auch auf die Menschen übergreift und in wenigen Wochen ganze Landstriche in einen ungeheuren Friedhof verwandelt.

Nun herrschte die Tschumà in Tsitsikar. Die Chinesen hatten, um die Seuche auf ihren Herd zu beschränken, die Stadt umstellt, ließen niemanden hinein und schossen rücksichtslos jeden nieder, der den Versuch machte, aus der Hölle der Stadt zu entfliehen.

Damals wurde die blühende Stadt, die annähernd zweihunderttausend Einwohner hatte, völlig vernichtet. Mir wurde versichert, daß nach dem Erlöschen der Seuche sich nur mehr vierzehn Lebende in der Stadt vorfanden, die der Tod verschont hatte.

Da schließlich niemand mehr da war, der die Leichen beerdigen konnte, kann man sich von den unsagbar grausigen Zuständen, die im Stadtinnern herrschten, und von den geradezu schauerlichen Szenen, die sich dort abgespielt haben müssen, ein Bild machen. Es blieb schließlich nichts übrig, als die Stadt völlig niederzubrennen. Das geschah im Jahre 1920.

Nur der Tatsache, daß wir Europäer waren, haben wir es zu danken, daß wir selbst von den chinesischen Soldaten nicht auch erschossen wurden.

Bunte Chronik

* **Das Hirschgeweih als Blitzableiter.** Im Volksglauben galt das Geweih des Hirsches von von jeher als besonders wundertätig und heilkräftig, wie es ja auch die Chinesen als eines ihrer kostbarsten Heilmittel schätzen und ein noch in der Bildung begriffenes, d. h. noch weiches Hirschgeweih in China heute noch mit Gold aufgewogen wird. Der altdeutsche Aberglaube betrachtete das Hirschgeweih vor allem als blitzableitend. Man glaubte, daß ein Haus, an dem ein Hirschgeweih befestigt wäre, niemals vom Blitz getroffen werden könnte. Aus diesem Grunde war es auch im Mittelalter vielfach Brauch, an größeren Häusern, öffentlichen Gebäuden, besonders aber an Kirchtürmen Hirschgeweihe anzunageln, um dadurch den Blitz abzuleiten, denn das Geweih sollte die Kraft besitzen, den Blitz aufzufangen und damit das Haus zu schützen. Ein solches Geweih befand sich sogar am Turm der Stefanskirche in Wien.

*

* **Ein nettes Zeugnis.** Der Scharfrichter von Tecklenburg, J o b s t S t o l l e, erhielt vor 140 Jahren folgendes nettes Zeugnis: „Daß der Scharfrichter Jobst Stolle zu Tecklenburg, Bruder der Scharfrichterin Maia Jungmann, den hier zu Hallenburg inhaftiert gewesenen Heinrich Scheuering wohl zu meinem besonderen Vergnügen enthauptet, und auch zu meines Bruders, des Syndici Zeiten einen daselbst inhaftierten Dieb über alle Maßen wohl gehenket hat, also daß man in dergleichen Fällen wohl und ergötzlich von ihm bedient wird, solches bescheinigt hiermit nach Gebühr — Josef Heerde, Gaugraf zu Meeste im Amt Wollbach."

Lustige Rundschau

* **Das richtige Alter.** Der Gatte: „Nanu, was hast du denn da für ein seltsames Kostüm für den Maskenball angezogen?" — Die Gattin: „Ich gehe als Dame aus dem Zeitalter Napoleons I." — Der Gatte: „Endlich gibst du also mal dein richtiges Alter zu . . ."

*

* **Die Lösung.** Einige Kinder sind beim Kreuzworträtselraten. Es wird ein Wort gesucht, das „eingelegte Arbeit" bedeutet. Intarsie paßt nicht, auch Mosaik stimmt nicht. Endlich meint Trude aus Berlin entschlossen: „Kinder — det wird einfach 'ne J u r k e sin."

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.